

Garth Stein

Enzo

**Die Kunst,
ein Mensch
zu sein**

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Werner Löcher-Lawrence

Droemer

Originaltitel: The Art of Racing in the Rain
Originalverlag: HarperCollins, New York

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie sind
PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2008 by Bright White Light, LLC
Copyright © 2008 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemer Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschen Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19804-9

2 4 5 3 1

6

Ihr Name war Eve, und erst gefiel es mir nicht, wie sie unser Leben veränderte. Mir gefiel auch die Aufmerksamkeit nicht, die Denny ihren kleinen Händen, ihrem vollen, runden Hintern und ihren hübschen Hüften schenkte. Nicht, wie er in ihre sanften grünen Augen sah, die unter ihren modischen, blonden Haarsträhnen hervorblinzelten. Habe ich sie um ihr bezauberndes Lächeln beneidet, das alles an ihr vergessen ließ, was vielleicht nicht so besonders war? Vielleicht habe ich das. Weil sie ein Mensch war, im Gegensatz zu mir. Weil sie so gepflegt war. Sie war alles, was ich nicht war. Zum Beispiel wurde mein Haar oft lange nicht geschnitten, und ich badete auch nicht so häufig. Sie badete jeden Tag und hatte extra jemanden dafür, ihr Haar so zu tönen, wie Denny es mochte. Meine Nägel wuchsen und kratzten über den Holzboden. Sie hatte ständig irgendwelche Feilen, Klippser und Nagellacke zur Hand, um dafür zu sorgen, dass ihre Nägel die richtige Form, Länge und Farbe hatten.

Die Beachtung, die sie jedem Detail ihres Äußeren schenkte, spiegelte sich auch in ihrer Persönlichkeit wider: Sie konnte unglaublich gut organisieren, war von Natur aus wählerisch, machte ständig Listen und schrieb sich Dinge auf, die getan, besorgt oder hergerichtet werden mussten. Oft fabrizierte sie auch Listen für Denny und mich, die sie »Schatz macht« nannte und die dazu

führten, dass wir an den Wochenenden regelmäßig Ausflüge zum Baumarkt und zum Werkstoffhof in Georgetown unternahmen. Zimmer streichen, Türklinken reparieren und Fliegengitter waschen mochte ich nicht, Denny aber offensichtlich schon, und je mehr sie ihm zu tun gab, desto schneller erledigte er es, um sich seine Belohnung abholen zu können, wozu gewöhnlich viel Schmusen und Streicheln gehörte.

Kurz nachdem sie bei uns eingezogen war, heirateten Denny und Eve. Es war eine kleine Feier, an der neben mir nur die engsten Freunde der beiden und Eves direkte Familie teilnahmen. Denny hatte keine Brüder oder Schwestern, die er hätte einladen können, und das Wegbleiben seiner Eltern erklärte er damit, dass sie das Reisen nicht vertrügen.

Wie Eves Eltern allen klarmachten, gehörte das Haus, in dem die Hochzeit stattfand, ein bezauberndes kleines Strandhäuschen auf Whidbey Island, guten Freunden von ihnen, die im Moment nicht da waren. Um mitkommen zu können, musste ich strenge Regeln befolgen: Zum Beispiel durfte ich nicht frei am Strand herumlaufen oder in der Bucht schwimmen, weil ich dann vielleicht Sand auf die teuren Mahagoniböden getragen hätte. Zum Urinieren und Mein-Geschäft-verrichten gab es einen genau bezeichneten Ort bei den Recyclingtonnen.

Nach unserer Rückkehr von Whidbey stellte ich fest, dass sich Eve nun mit weit größerer Autorität durch die Wohnung bewegte und weit mutiger Dinge umstellte oder ersetzte: Handtücher, Bettwäsche und sogar die Möbel. Sie war in unser Leben getreten und ließ kaum einen Stein auf dem anderen. Trotzdem, obwohl ich über ihr Eindringen nicht unbedingt glücklich war,

hatte sie doch etwas an sich, das verhinderte, dass ich wirklich zornig auf sie wurde. Ich glaube, es war ihr geschwollener Bauch.

Da war etwas an der Mühe, die es sie kostete, sich zum Ausruhen auf die Seite zu legen, nachdem sie Bluse und Unterwäsche ausgezogen hatte. Daran, wie ihr dabei die Brüste heruntersanken. Es erinnerte mich an meine eigene Mutter, wenn sie sich zur Essenszeit hinlegte und mit einem Seufzer das Bein hob, um uns an ihre Zitzen zu lassen. *Mit den Dingern säuge ich euch. Und jetzt los!* Und während mir die Aufmerksamkeit, die sie ihrem ungeborenen Baby schenkte, noch ziemlich gegen den Strich ging, begriff ich doch, dass ich ihr nie einen Grund für eine ähnliche Zuwendung gegeben hatte. Vielleicht liegt da mein Bedauern: Ich liebte es, wie sie während ihrer Schwangerschaft war, und wusste gleichzeitig, dass ich nie eine solche Zuneigung in ihr hervorrufen würde, weil ich nicht ihr Kind sein konnte.

Sie verschrieb sich ganz ihrem Baby, noch bevor es geboren wurde. Sie streichelte es durch die straff gespannte Haut, sang für es und tanzte mit ihm zur Musik der Stereoanlage. Irgendwann fand sie heraus, dass sie ihr ungeborenes Kind durch das Trinken von Orangensaft dazu bringen konnte, sich zu bewegen, was sie häufig tat. Dabei erklärte sie mir, in den Gesundheitszeitschriften stehe, sie müsse den Saft wegen der Folsäure trinken, aber sie und ich, wir wussten beide, dass sie es wegen der Bewegung tat. Einmal fragte sie mich, ob ich wissen wolle, wie es sich anfühle, und ich wollte: Ich legte den Kopf auf ihren Bauch, nachdem sie die Säure getrunken hatte, und spürte, wie es sich bewegte. Ein Ellbogen, glaube ich, drückte wie verrückt nach außen, wie etwas, das sich aus einem Grab zu strecken versuchte. Ich

konnte mir nur schwer vorstellen, was da hinter dem Vorhang von Eves Zaubersack, in dem der kleine Racker zusammengebaut wurde, tatsächlich vorging. Aber ich wusste, das da in ihr drin war etwas Eigenes, von ihr Getrenntes, das einen eigenen Willen hatte und sich bewegte, wenn es wollte (oder von der Folsäure dazu gebracht wurde), und nicht unter ihrer Kontrolle war.

Ich bewundere das weibliche Geschlecht. Die Lebensstifter. Es muss unglaublich sein, einen Körper zu haben, der ein ganzes anderes Wesen in sich tragen kann. (Und damit meine ich keinen Bandwurm, wie ich einmal einen hatte. So etwas ist ein Parasit, der absolut nicht in mich hineingehörte.) Das Leben in Eve war etwas, das sie selbst geschaffen hatte. Sie und Denny hatten es geschaffen. Damals wünschte ich mir, das Baby solle wie ich aussehen.

Ich erinnere mich noch an den Tag, als es kam. Ich war gerade erwachsen geworden, bei einem Hund sind das zwei Jahre. Denny war in Daytona, in Florida, um das wichtigste Rennen seiner Karriere zu fahren. Das ganze Jahr über hatte er um Sponsoren geworben, hatte gebettelt, gefleht und gedrängt, bis er Glück hatte und den richtigen Mann in der richtigen Hotelhalle fand, der sagte: »Sie haben Mumm, Junge. Rufen Sie mich morgen an.« So kam er also an sein lang ersehntes Sponsorengeld und konnte sich einen Sitz in einem Porsche 993 Cup Car kaufen und beim Rolex-24-Stunden-Rennen von Daytona mitfahren. Langstreckenrennen sind nichts für Zimmerliesen. Vier Fahrer, die jeder sechs Stunden hinter dem Steuer eines lauten, kraftvollen, anstrengenden, teuren Wagens sitzen, das verlangt Koordination und Entschlossenheit. Die 24 Stunden von Daytona, die auch im Fernsehen übertragen werden, sind

ebenso unvorhersagbar wie aufregend. Dass Denny daran im selben Jahr teilnehmen konnte, in dem auch seine Tochter geboren wurde, war einer jener Zufälle, die man unterschiedlich sehen konnte: Eve bestürzte das unglückliche Zusammentreffen der Geschehnisse, während Denny sich gleich doppelt beschenkt fühlte, bekam er doch alles, was er sich nur wünschen konnte.

Trotzdem, das Timing war schlecht. Am Tag des Rennens setzten die Wehen ein, obwohl der Geburtstermin doch für eine Woche später errechnet worden war. Eve rief die Hebammen, die sofort kamen und das Regiment übernahmen. Am Abend, als Denny, anders konnte es nicht sein, über die Rennstrecke von Daytona raste und das Rennen gewann, stand Eve über das Bett gebeugt, von zwei stämmigen Damen bei den Armen gehalten, und presste mit einem ungeheuerlichen Brüllen, das wenigstens eine Stunde andauerte, ein kleines, blutiges Knäuel menschlichen Gewebes aus sich heraus, das wie spastisch zappelte und endlich zu schreien anfang. Die Damen halfen Eve ins Bett und legten ihr das winzige lila Wesen auf den Leib, bis der schreiende Baby- mund Eves Brustwarze fand und zu saugen begann.

»Könnte ich eine Minute für mich haben ...?«, fragte Eve.

»Aber natürlich«, sagte eine der Damen und ging Richtung Tür.

»Komm mit, Hundi«, sagte die andere und folgte ihr.

»Nein ...« Eve stoppte sie. »Er kann bleiben.«

Ich durfte bleiben? Gegen meinen Willen war ich stolz, damit gleichsam in Eves engsten Kreis aufgenommen zu sein. Die beiden Hebammen verließen den Raum und kümmerten sich um die Dinge, die sonst noch getan werden mussten. Fasziniert sah ich zu, wie Eve ihr Neu-

geborenes trinken ließ. Nach einer Weile wanderte mein Blick von dem Baby, das seine erste Mahlzeit einnahm, zu Eves Gesicht, und ich sah, dass ihr die Tränen herunterliefen, ohne dass ich mir hätte erklären können, warum.

Sie schob ihre freie Hand über den Bettrand und kam ganz nahe an meine Nase. Ich zögerte. Ich wollte mir nicht einfach so einbilden, dass sie mich rief. Aber dann bewegte sie ihre Finger hin und her und sah mich an, und ich begriff, dass sie tatsächlich mich meinte. Ich stieß mit der Nase gegen ihre Hand. Sie hob die Finger und kraulte mir den Kopf, weinte immer noch, während das Baby weitertrank.

»Ich weiß, ich habe ihn selbst aufgefördert zu fahren«, sagte sie zu mir. »Ich weiß, dass ich darauf bestanden habe. Ich weiß.« Die Tränen rannen ihr über die Wangen. »Aber ich wünschte mir so sehr, dass er jetzt hier wäre.«

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, wusste aber, ich durfte mich nicht von ihr wegbewegen. Sie brauchte mich jetzt an genau dieser Stelle.

»Versprichst du, sie immer zu beschützen?«, fragte sie.

Sie meinte nicht mich. Sie sprach zu Denny, ich war nicht mehr als ein Platzhalter. Dennoch spürte ich die Verpflichtung. Ich wusste, dass ich als Hund niemals so mit den Menschen würde kommunizieren können, wie ich es mir wünschte. Aber ich war zu etwas anderem fähig, das begriff ich in diesem Augenblick. Ich konnte den Menschen um mich herum durchaus etwas geben. Ich konnte Eve trösten, wenn Denny nicht da war, und ich konnte Eves Baby beschützen. Und wenn ich mich auch nach mehr sehnte, war damit doch zumindest ein Anfang gemacht.

Am nächsten Tag kam Denny aus Daytona zurück, unglücklich. Aber seine Stimmung wandelte sich, als er sein kleines Mädchen auf den Arm nahm. Sie nannten sie Zoë, nicht nach mir, sondern nach Eves Großmutter.

»Siehst du meinen kleinen Engel, Enz?«, fragte mich Denny.

Ob ich sie *sah*? Ich hatte sie praktisch *auf die Welt gebracht!*

Denny bewegte sich nach seiner Rückkehr vorsichtig durch die Küche, denn er spürte, dass das Eis dünn war. Maxwell und Trish, Eves Eltern, waren gleich nach Zoës Geburt gekommen, um sich um ihre Tochter und ihre neue kleine Enkelin zu kümmern. Ich fing an, die beiden für mich »die Zwillinge« zu nennen, weil sie sich so ähnlich sahen. Sie hatten ihre Haare gleich getönt und trugen immer die gleichen Sachen: khakifarbene Baumwolljeans oder Polyesterhosen mit den dazu passenden Pullovern oder Polohemden. Wenn einer von den beiden eine Sonnenbrille trug, tat das der andere auch. Das Gleiche galt für Bermudashorts und Kniestrümpfe, die sie bis zu den Knien hochzogen. Und beide rochen nach Chemikalien: nach Plastik und nach aus Öl gewonnenen Haarpflegemitteln.

Seit ihrer Ankunft schimpften die Zwillinge mit Eve, weil sie ihr Baby zu Hause auf die Welt gebracht hatte. Sie sagten, sie hätte Zoës Gesundheit gefährdet und dass es heutzutage verantwortungslos sei, sein Baby irgendwo anders als in der besten, berühmtesten Klinik unter Aufsicht der teuersten Ärzte zu bekommen. Eve versuchte ihnen zu erklären, dass die Statistik für gesunde Mütter das genaue Gegenteil besagte und alle möglichen Komplikationen früh genug von ihren erfahrenen, staatlich anerkannten Hebammen festgestellt worden wären, aber

die beiden gaben keine Ruhe. Eve hatte Glück, dass die Zwillinge nach Dennys Heimkehr jemand anderen hatten, um dessen Fehler und Versäumnisse sie sich kümmern konnten.

»Das ist ja wirklich Pech«, sagte Maxwell zu Denny. Sie standen in der Küche, und ich konnte die Häme in seiner Stimme hören.

»Bekommst du etwas von deinem Geld zurück?«, fragte Trish.

Denny schien schwer getroffen, aber ich erfuhr den Grund dafür erst, als Mike am Abend vorbeikam und die beiden zusammen ein Bier tranken. Wie sich herausstellte, hatte Denny als Dritter fahren sollen. Der Wagen lief gut, alles sah bestens aus. Sie waren die Zweiten in ihrer Klasse, und Denny hätte leicht die Führung übernehmen können, als das Sonnenlicht verblich und die Nachtfahrt begann. Aber dann rammte der zweite Fahrer den Wagen in die Wand hinter der dritten Kurve.

Die Sache passierte, als ihn ein Daytona-Prototyp, ein weit schnellerer Wagen, überholte. Die erste Regel bei einem Rennen: Fahr nie auf die Seite, um jemanden vorbeizulassen. *Er* muss um *dich* rum. Aber der Fahrer aus Dennys Mannschaft machte Platz und geriet an den Reifenabrieb. Das sind kleine Gummistückchen, die sich von den Reifen lösen und neben der Fahrlinie sammeln. Er geriet also an diese Gummikrümel, und das Heck brach aus und überholte ihn. Er rammte die Wand so ziemlich mit Höchstgeschwindigkeit, und der Wagen zerbarst in zahllose Einzelteile.

Der Fahrer blieb unverletzt, aber für die Mannschaft war das Rennen vorbei, und Denny, der ein Jahr lang auf dieses Ereignis hingearbeitet hatte, um sein Können unter Beweis zu stellen, stand mit seinem schicken Renn-

anzug voller Sponsorenschriftzüge und seinem Spezialhelm mit Funk und Lüftungsanschlüssen und einer speziellen carbonfaserverstärkten Hans®-Systembefestigung auf dem Gras neben der Bahn und sah, wie die Chance seines Lebens auf eine Pritsche gehievt und zum Ausschlichten davongeschafft wurde, ohne dass er auch nur eine einzige Runde damit am Rennen teilgenommen hatte.

»Und du kriegst nicht einen Dollar von deinem Geld zurück«, sagte Mike.

»Das ist mir egal«, sagte Denny. »Hier hätte ich sein sollen.«

»Sie war zu früh dran. Du kannst im Voraus nie wissen, wie's kommt.«

»Doch, das kann ich«, sagte Denny. »Wenn ich gut bin, kann ich es.«

»Wie auch immer«, sagte Mike und hob seine Flasche.

»Auf Zoë.«

»Auf Zoë«, sagte Denny.

Auf Zoë, dachte auch ich. Auf Zoë, die ich immer beschützen werde.

7

Als Denny und ich noch allein gewesen waren, verdiente er in seiner Freizeit manchmal bis zu zehntausend Dollar im Monat, einfach indem er Leute anrief, genau wie es in der Werbung geheißen hatte. Aber nachdem Eve schwanger wurde, nahm er den Job in der Werkstatt für Nobelwagen an, die sich nur um teure deutsche Wagen kümmerte. Denny mochte seine neue Arbeit, allerdings fraß ihm der Job die ganze Freizeit auf, und so konnten wir unsere Tage nicht mehr zusammen verbringen.

Am Wochenende arbeitete Denny manchmal als Trainer in einem Hochleistungs-Fahrerkurs, der von einem der vielen Autoclubs der Gegend – BMW, Porsche, Alfa Romeo – veranstaltet wurde, und er nahm mich oft mit, was mir großen Spaß machte. Er selbst mochte diese Trainings nicht sosehr, weil er immer nur auf dem Beifahrersitz saß und den Leuten erklären musste, wie sie fahren sollten. Zudem war die Bezahlung so schlecht, dass er kaum den Sprit herausbekam, den er brauchte, um zum Rennkurs zu kommen, wie er immer sagte. Er wäre gerne umgezogen, nach Sonoma, Phoenix, Connecticut oder Las Vegas, oder sogar nach Europa, um an eine der großen Schulen zu gehen und mehr fahren zu können. Aber Eve sagte, sie glaube nicht, dass sie Seattle je verlassen könnte.

Eve arbeitete im Bekleidungs-großhandel, was uns ein

regelmäßiges Einkommen und eine Krankenversicherung verschaffte. Darüber hinaus bekam sie ihren Angestelltenrabatt und konnte die Familie billiger einkleiden. Als Zoë ein paar Monate alt war, fing sie wieder an zu arbeiten, obwohl sie natürlich lieber zu Hause bei ihrem Baby geblieben wäre. Denny sagte, er könne auch seinen Job aufgeben, um sich um Zoë zu kümmern, aber Eve meinte, das sei keine wirkliche Alternative. Stattdessen brachte sie Zoë morgens in eine Krippe und holte sie abends nach der Arbeit wieder ab.

Wenn Denny und Eve arbeiteten und Zoë in der Krippe war, blieb ich mir selbst überlassen. Den Großteil dieser trostlosen Tage war ich allein in der Wohnung, lief von Zimmer zu Zimmer, von Schlafplatz zu Schlafplatz und verbrachte manchmal Stunden damit, nichts anderes zu tun, als aus dem Fenster zu starren und mir die Zeiten der Metrobusse draußen auf der Straße zu merken, um hinter ihre Fahrpläne zu kommen. Mir war nicht bewusst gewesen, wie sehr mir während Zoës erster Lebensmonate der Betrieb im Haus gefallen hatte. Ich hatte mich so sehr als Teil von etwas gefühlt und war zudem eine zentrale Figur in Zoës Unterhaltungsprogramm gewesen: Manchmal nach dem Essen, wenn sie wach und voller Leben war, setzten Eve und Denny Zoë in ihre Kinderwippe und spielten »Fang den Ball«. Dabei warfen sie sich quer durchs Wohnzimmer ein Sockenknäuel zu, das ich fangen musste. Ich sprang hinter den Socken her, einmal und gleich wieder. Wie ein vierbeiniger Clown tanzte ich im Kreis, um sie zu erwischen, und wenn ich das Knäuel tatsächlich einmal mit der Schnauze erwischte und in die Höhe katapultierte, fing Zoë an zu quietschen und zu lachen. Dabei strampelte sie so kräftig mit ihren kleinen Beinchen, dass die Wippe über den

Boden hopste. Dann konnten sich auch Eve und Denny kaum noch vor Lachen halten.

Aber schließlich nahmen alle ihr normales Leben wieder auf und ließen mich hinter sich zurück.

Ich verging in der Leere meiner einsamen Tage, starrte aus dem Fenster und rief mir vor Augen, wie Zoë und ich »Enzo, hol's« spielten, ein Spiel, das ich erfunden hatte, dem Zoë aber später seinen Namen gab. Das Spiel ging so, dass Denny oder Eve ihr halfen, ein Paar Socken oder eins ihrer Spielzeuge durchs Zimmer zu werfen, das ich dann mit der Nase zurück zu ihrer Wippe stieß. Das brachte sie zum Lachen, ich wedelte mit dem Schwanz, und wir machten es gleich noch einmal. Meine einsamen Tage. Aber dann schaltete Denny eines Morgens den Fernseher ein, weil er den Wetterbericht sehen wollte, und vergaß durch einen glücklichen Umstand, der mein Leben verändern sollte, ihn wieder auszustellen.

Lassen Sie es mich so sagen: Im Wetterkanal geht es nicht um das Wetter, sondern um die Welt! Es geht darum, wie das Wetter uns alle beeinflusst, unsere ganze weltweite Wirtschaft, Gesundheit, unser Glück und Wohlbefinden. Die Sendungen beschäftigen sich mit Wetterphänomenen verschiedenster Art, und das bis in alle Einzelheiten. Es geht um Orkane, Zyklone, Tornados, Monsunregen, Hagel, Regen, Gewitter, und ganz besonders gern reden sie über das gleichzeitige Auftreten einiger Phänomene. Das war wahnsinnig faszinierend – so sehr, dass ich immer noch vor dem Fernseher klebte, als Denny abends von der Arbeit zurückkehrte.

»Was siehst du dir da an?«, fragte er, als er hereinkam, ganz so, als fragte er Eve oder Zoë und als wäre es ganz normal, so mit mir zu reden. Aber Eve war in der Küche

und kochte das Abendessen, und Zoë war bei ihr. Ich war allein. Ich sah ihn an und gleich wieder zum Fernseher, in dem es um das Ereignis des Tages ging: Überschwemmungen nach schweren Regenfällen an der Ostküste.

»Den Wetterkanal?«, fragte er lachend, griff nach der Fernbedienung und schaltete um. »Hier.«

Er wechselte zum Speed Channel.

Ich hatte schon viel ferngesehen, aber immer nur, wenn auch ein anderer zusah: Denny und ich mochten Autorennen und Kinofilme. Mit Eve sah ich Musikvideos und den letzten Klatsch aus Hollywood. Mit Zoë waren es Kindersendungen. (Mit der *Sesamstraße* versuchte ich mir das Lesen beizubringen, aber es klappte nicht. Ein bisschen etwas lernte ich, und ich kenne immer noch den Unterschied zwischen »Ziehen« und »Drücken« auf einer Tür, aber nachdem ich die Formen der Buchstaben gelernt hatte, wusste ich nicht, welchen Ton ich damit verbinden musste und warum.) Und jetzt, völlig unversehens, trat der Gedanke, *allein fernzusehen*, in mein Leben! Hätte ich in einem Comic gelebt, hätte eine Glühbirne über meinem Kopf aufgeleuchtet. Ich bellte aufgeregt, als ich die Wagen über den Bildschirm rasen sah. Denny lachte.

»Das ist besser, was?«

Ja! Besser! Ich streckte mich voller Wohlbehagen, senkte den Kopf, wedelte mit dem Schwanz und gab so meiner Zufriedenheit und meiner Zustimmung Ausdruck. Denny verstand mich.

»Ich wusste gar nicht, dass du ein Fernsehhund bist«, sagte er. »Ich kann ihn für dich den Tag über anlassen, wenn du willst.«

Ich will es! Ich will es!

»Du musst allerdings vernünftig sein«, sagte er. »Ich will dich nicht dabei erwischen, dass du den ganzen Tag vor der Kiste hockst. Ich baue darauf, dass du vernünftig bist.«

Ich bin vernünftig!

Ich war jetzt gut drei Jahre alt, und obwohl ich bis zu diesem Punkt in meinem Leben schon eine ganze Menge gelernt hatte, ging es mit meiner Bildung steil bergauf, als Denny anfing, den Fernseher tagsüber für mich laufen zu lassen. Die Langeweile war vorbei, und die Zeit begann sich wieder schneller zu bewegen. Die Wochenenden, wenn wir alle zusammen waren, waren sowieso kurz und ereignisreich, und wenn die Stimmung sonntagabends bittersüß wurde, war es mir nun ein ziemlicher Trost, zu wissen, dass eine neue Fernsehwoche vor mir lag.

Ich war so beschäftigt mit meiner Bildung, dass ich das Gefühl für die Zeit verloren haben muss, denn ich war völlig überrascht, als Zoë bereits zwei Jahre alt wurde. Plötzlich befand ich mich mitten in einer Party. Die Wohnung war voller kleiner Kinder, die Zoë im Park und in ihrer Krippe kennengelernt hatte. Es war laut und verrückt, und alle ließen mich mitspielen. Wir balgten uns auf dem Teppich, und ich ließ mich von den Kleinen verkleiden. Sie setzten mir einen Hut auf und zogen mir eine Trainingsjacke an, und Zoë nannte mich ihren großen Bruder. Sie krümelten Zitronenkuchen über den Boden, und ich half Eve dabei, aufzuräumen, während Denny mit den Kindern die Geschenke öffnete. Ich fand es schön, dass Eve das Durcheinander mit so viel Freude beseitigte, beschwerte sie sich doch manchmal darüber, die Wohnung putzen zu müssen, wenn wir etwas schmutzig gemacht hatten. Sie zog mich sogar mit

meinem Talent als Krümelsammler auf, und wir lieferten uns ein Wettrennen, sie mit ihrem Handstaubsauger und ich mit meiner Zunge. Als schließlich alle wieder weg waren und wir aufgeräumt hatten, kam Denny noch mit einem Überraschungsgeschenk für Zoë. Er zeigte ihr ein Foto, das sie nur kurz, mit wenig Interesse, anschaute. Aber dann zeigte er das Foto Eve. Und Eve musste weinen. Und dann lachte sie und nahm ihn in den Arm, sah sich das Foto wieder an und weinte noch ein bisschen. Am Ende hielt Denny das Foto auch mir hin. Ein Haus war darauf zu sehen.

»Sieh ihn dir an, Enzo«, sagte er. »Das ist dein neuer Garten. Freust du dich?«

Wahrscheinlich freute ich mich schon. Wobei, eigentlich war ich eher verwirrt. Ich begriff nicht, was das alles bedeutete. Und dann fingen alle an, Sachen in Kartons zu packen und hin und her zu laufen, und plötzlich stand mein Bett ganz woanders.

Das Haus war hübsch. Es war ein echter kleiner Craftsman-Bungalow, wie ich ihn in *This Old House* gesehen hatte, mit zwei Schlafzimmern und nur einem Bad, aber einem riesigen Wohnraum. Es stand auf einer Anhöhe im Central District, ganz nahe zu seinen Nachbarn. Auf dem Bürgersteig hielten Telegrafmasten jede Menge Kabel in die Höhe, und wenn bei uns auch alles ordentlich und gepflegt aussah, gab es doch genug andere Häuser mit vermoosten Dächern, abblättrender Farbe und verwilderten Gärten.

Eve und Denny liebten ihr neues Zuhause. Fast die ganze erste Nacht rollten sie nackt durch jedes einzelne Zimmer, bis auf Zoës. Wenn Denny abends von der Arbeit kam, begrüßte er zuerst Eve und Zoë, dann ging er mit mir in den Garten und warf den Ball, den ich ihm

freudig zurückbrachte. Als Zoë groß genug war, rannte auch sie draußen herum und kreischte vor Vergnügen, wenn ich so tat, als jagte ich sie. Dann ermahnte Eve sie: »Renn nicht so schnell, sonst beißt Enzo dich noch.« Es kam in den ersten Jahren öfter vor, dass sie solche Bedenken wegen mir äußerte. Einmal drehte sich Denny zu ihr um und sagte: »Enzo würde ihr nie weh tun, niemals!« Er hatte recht. Ich wusste, ich war nicht so wie andere Hunde. Ich verfügte über ausreichend Willenskraft, um meine Primärintinkte zu beherrschen. Was Eve sagte, war jedoch nicht unsinnig. Die meisten Hunde können sich nicht beherrschen: Wenn sie ein Tier rennen sehen, gehen sie darauf los. Für mich trifft das nicht zu.

Eve wusste das aber nicht, und ich hatte keine Möglichkeit, es ihr zu erklären, weshalb ich immer besonders sanft mit Zoë umging. Ich wollte nicht, dass sich Eve unnötig sorgte. Weil ich es schon gerochen hatte. Wenn Denny nicht da war und Eve mich fütterte, beugte sie sich zu mir herunter, um mir den Napf hinzustellen, und dabei kam meine Nase nahe an ihren Kopf. Ich roch etwas Schlechtes. Etwas wie faulendes Holz. Pilze. Verfall. Nassen, brüchigen Verfall. Der Geruch kam aus ihren Ohren und den Nebenhöhlen. Da war etwas in Eves Kopf, das dort nicht hingehörte.

Mit einer gewandteren Zunge hätte ich sie warnen können. Ich hätte sie auf ihren Zustand aufmerksam machen können, lange bevor sie es mit ihren Maschinen entdeckten, mit ihren Computern und Sonden, mit denen sie in einen Kopf hineinsehen können. Sie mögen ja denken, dass diese Maschinen hoch entwickelt sind, tatsächlich sind sie altmodisch und schwerfällig, völlig passiv und basieren auf der Sichtweise einer symptom-

gesteuerten Medizin, die immer einen Schritt hinterherhinkt. Mein Nase, ja, meine kleine, hübsche schwarze, ledrige Nase, konnte die Krankheit in Eves Kopf riechen, lange bevor sie davon erfuhr.

Aber ich besaß nicht die Zunge, um es ihnen zu sagen. So konnte ich nur zusehen und hatte dabei dieses leere Gefühl im Bauch. Eve hatte mir aufgetragen, Zoë zu beschützen, ganz egal, was auch passieren mochte. Eve zu beschützen, hatte mir niemand aufgetragen, und es gab nichts, was ich tun konnte.